Zur Ottenfeier.

Gedichte

von

Ludwig Giesebrecht.

Greifswald,
In der Universitäts-Buchhandlung.

1824.

Zur Ottenfeier.

1.

Geiſtlich, weltlich will ich feiern,
Will mich freuen friſch und klar,
Wie der Schwan auf ſtillen Weihern,
Wie am Sonnenſtrahl der Aar.

Mir Genoſſen zu erkunden,
Meine Reime geht hinaus,
Euer Gang iſt nicht gebunden,
Geht bis in das engſte Haus,

Wo die Gottesliebe waltet,
Nicht ein ſtarrer Gottesdienſt,
Wo du, roſengleich entfaltet,
Heil'ge Freude hold erſchienſt:

Geht hinaus und ruft es allen
In die Seele warm und wahr:
Lieblich Loos iſt uns gefallen,
Dies iſt Otto's Jubeljahr

2.

Heut iſt der Tag Sanct Adalbert,*)
Ein Prieſter, hohen Preiſes werth,
Hob einſt an dieſem Tage
Die Füße auf zum Botengang,
Sein Weg war ſchwer, ſein Weg war lang,
Er wallte ſonder Klage;

Ja glaubensfreudig ſchritt er fort,
Vom Chriſtenland zum Heidenort,
Ins Land, darin wir wohnen,
Da noch das Schwert, da noch Gewalt
Am Meer und auf dem Meere galt,
Nicht Milde, nicht Verſchonen.

Der Bote kam, Sanct Otto ſtand,
Das Kreuz erhoben in der Hand,
Das Wort auf reinen Lippen.
Da ſinkt und ſinkt die Heidenwelt,
Um ihn die Menge brauſ't und — fällt,
Wie Wogen an den Klippen.

*) Der vier und zwanzigſte April.

3.

Das Kreuz, das heil'ge ſteht friedlich rein
Im Sonnenlichte, im Mondenſchein,
Auf Hünengräbern, im Thalesgrund:
Es thut den Glauben der Pommern kund.

O Eiland Rügen, nah unſerm Strand,
Haſt du zum Kreuze dich nicht gewandt?
Steht in Arkona dein Swantewit?
Ihm iſt die Inſel ein heilig Gebiet.

Hätt'ſt du vernommen Sanct Otto's Wort,
Den Friedensboten drohſt du mit Mord,
Im Land der Pommern durch Schwertes Macht
Haſt du dem Kreuze Verderben gedacht.

Weh dir, o wehe unſeliges Land!
Gefallen biſt du in des Richters Hand,
Des Schwertes Schärfe wird über dir ſein:
Aus Dänemark leuchtet ein blutiger Schein.

4.

„Nun nahe dich, Bote, nun tritt heran,
„König Waldemar höret dich ſelber an.“

König Waldemar ſaß auf dem goldenen Sitz,
Sein Auge hell, wie ein flammender Blitz.

Zum Boten ſprach ſein ſtrenger Mund:
„Was thut mir Rügen, mein Eiland kund?“ —

„„Dein Eiland fleht um des Königes Huld,
„„Vergieb deinen Knechten noch einmal die Schuld.

„„Die Jünglinge haben den Raub gethan,
„„So ſiehe Du darum die Männer nicht an.

„„Und haben die Söhne Dein Land verheert,
„„Nicht an den Vätern das räche Dein Schwert.

„„Wir wollen Dir ſchatzen, Dir dienen zugleich
„„Mit Gütern und Leibern dem Däniſchen Reich.““ —

„Lang ſchatzet ihr mir und dem Däniſchen Reich,
„Mir dienet auch Rügen das Eiland zugleich:

„Der Rächer wird kommen, er bringt euch den Lohn,
„Den Alten, den Jungen, dem Vater, dem Sohn.“ —

„„König Waldemar, laß von dem ſchrecklichen Fluch,
„„Uns hat verführet ein Götterſpruch.

„„Gott Swantewit hat es geboten klar
„„In Arkonaburg, von dem heil'gen Altar.““ —

„Hat er euch gerufen und habt ihr gehört,
„Er helfe euch jetzo, der vor euch bethört.

„Sanct Veit, der Heil'ge, der Gottesmann,
„Hat auch einen Spruch mir kund gethan.

„Eh der Weizen gemäht, am Tage Sanct Veit,
„Wird Swantewit ſelber den Flammen geweiht.

„Eh die Blätter, die herbſtlichen, fallen vom Baum,
„Iſt Arkona's Höh' ein verwüſteter Raum.

„Eh über die Waſſer Nordoſten fährt,
„Iſt blutig vom Siege Dänemarks Schwert.“ —

„„Weh uns, König Waldemar, wehe, o weh! —
„„Doch, König, gedenk' an die ſtürmende See,

„„Bedenk die Gefahr und das täuſchende Glück;
„„Nicht ſtets fahren Helden als Sieger zurück.““ —

„Im Himmel geworfen wird Chriſtenloos;
„Fall' es dann niedrig und fall' es groß.

„Ich komme. So werde es hell, wie der Tag,
„Ob Chriſtus, ob Swantewit Größres vermag.“ —

„„König Waldemar, wende Dein Angeſicht,
„„Verſuche den größten der Götter nicht.

„„Und willſt Du nicht, werd' es dann hell, wie der Tag,
„„Ob Chriſtus, ob Swantewit Größres verma[illegible]

5.

„Ihr wiſſet nun alles; ſo hat er gedroht;
„König Waldemar kommt mit dem grimmigen Tod.

„Ihr wiſſet nun alles, ſeid tapfer, ſeid frei,
„Schon ſchwimmen die Segel, wie Schwäne herbei.“ —

O wehe der Botſchaft, die du uns gebracht:
Sie klagten vom Morgen zur ſinkenden Nacht.

„Laßt ſchweigen das Jammern. Gott Swantewits Kraft
„Hat oft uns die Feinde zu Knechten geſchafft.

„Gott Swantewit, füll' uns die Seele mit Muth,
„Den Buſen, die Arme mit mordender Wuth.“ —

König Waldemar fuhr auf dem blauen Plan,
Wie blies ihn mit Freuden der Segelwind an.

Und Seeland, die dämmernde Inſel entſchwand,
Auf Wittow ſtiegen die Männer ans Land.

Wer führt das Banner, wer ſchreitet voran?
Wer iſt im Sturme der kühnſte Mann?

Ein Biſchof ſtand vor der Dänen Schaar,
Sein Prieſterrock blitzte von Eiſen gar.

Auf gepanzerter Schulter die Stola ruht,
Seine Biſchofsmütze ein Eiſenhut,

Sein Stab eine Lanze, ſein Kreuz ein Schwert,
Sein Blick wie Feuer, wohin er fährt.

Biſchof von Roſchild nennt ſich der Held,
Und Abſalon, mächtig daheim und im Feld.

Laut rief er: „Nun werde es hell wie der Tag,
„Ob Chriſtus, ob Swantewit Größres vermag.“

Wie ſtaubts auf dem Anger, die Flur entlang,
Als alſo gewaltig der Ruf erklang.

Wie drängt es zu Swantewits Veſte hinein,
Arkona, Arkona ſoll Retterinn ſein.

6.

Biſchof Abſalon mühte ſich Nacht und Tag,
König Waldemar ſchritt durch das Lager gemach.

„König Waldemar, ſiehe, bald iſt es gethan,
„Bald greifen wir ſtürmend die Veſte an.

„Zum Thurme aus Holz ob dem weſtlichen Thor,
„Da klimmen wir bald auf den Leitern empor.

„Da werf' ich ins dürre Getäfel den Brand
„Und ſchüre die Flamme mit ſorglicher Hand:

„Dann wird es ja werden ſo hell wie der Tag,
„Ob Chriſtus, ob Swantewit Größres vermag.

„„Du zimmerſt am Rüſtzeuge ſpät und früh,
„„O Biſchof und ſorgſt dir vergebliche Müh.

„„„Die Flamme wird freſſen den weſtlichen Thurm,
„„„Bevor du die Leitern gerüſtet zum Sturm.

„„„Arkona wird fallen am Tage Sanct Veit,
„„„Den Heiden beginnet noch heute ihr Leid.“““ —

Der König ſchritt fürder das Lager entlang
Und lauter die Säge, die Axt erklang,

Und als der Biſchof den Rücken gewandt,
Da ſenkte ſich läßig manche Hand.

So ſprach ein Knappe mit keckem Muth:
Was brauchen wir Leitern, auch Schafte ſind gut.

Die leichten Geſellen, ſie liefen hervor,
Sie kamen zum Walle am weſtlichen Thor.

Der erſte ſchwang hoch den Speer in der Hand
Und ſtieß ihn tief in die erdene Wand,

Ergriff ihn von unten und ſchwang ſich hinan,
Frei ſtand auf dem Schafte der kräftige Mann.

Bald kamen der zweite, der dritte im Lauf,
Sie reichten dem erſten die Lanzen hinauf,

Und wie er die erſte mit kluger Hand,
So ſtieß er ſie über ſich all' in die Wand

Und hob ſich von Lanze zu Lanze hinan
Und braunt' im Getäfel die Flamme ſchon an.

Der Wind vom Abend herniederblies,
Der hin zu den Häuſern die Flamme ſtieß.

Wie leuchtet die Lohe, wie praſſelt die Gluth!
Umſonſt war der Waſſer löſchende Fluth.

König Waldemar ſah es. — „Nun Abſalon, nun,
„Sanct Veit hat begonnen, wer wollte noch ruhn!

„Auf, Dänemarks Streiter, am brennenden Thor
„Da gilt es ein Kämpfen, auf, eilet hervor!"

Von draußen, von drinnen das Heulen begann,
In Flammen ſie ſtritten Mann gegen Mann.

König Waldemar ſtand, ins Getümmel er ſchaut,
Da naht ſich ein Bote, er jammerte laut.

„König Waldemar, Gnade! Erbarme dich heut,
„Dem Feuer, dem würgenden Schwerte gebeut!

„Hell iſt ja geworden, ſo hell, als der Tag,
„Ob Chriſtus, ob Swantewit Größres vermag.

„Gott Swantewit falle, er hat uns verhöhnt,
„Dein Chriſtus regiere, der alle verſöhnt.

„Nun gieb uns die Taufe, zerſtöre das Bild,
„König Waldemar ſei deinen Knechten nur mild.“ —

So ward gekämpfet am Tage Sanct Veit
Und herrlicher Sieg war den Dänen bereit.

So ſtürzte der Tempel, wie feſt er umſchanzt,
So wurde das Kreuz in Arkona gepflanzt.

7.

Mit dem Schwerte ſtürmten Pohlen,
Drang der Däne in dies Land,
Und den Spuren ihrer Sohlen
Folgte Hunger, Schreck und Brand.

Aber Deutſche Männer zogen
Gaſtlich zu den Pommern ein,
Brachten Lanze nicht, noch Bogen,
Brachten das Geſetz herein.

Tag Sanct Veits, da flammend, wüthig
Dänenſchwert Arkona nahm,
Tag Sanct Veits, da ſanft und gütig
Otto zu den Pommern kam:*)

Unter manchen Trauertagen
Meines Volkes denk' ich dein,
Tag Sanct Veits, du ſollſt es ſagen:
Deutſche waren mild und rein.

---

*) Einer Wahrſcheinlichkeits-Berechnung zufolge, war es der 15te Junius, der Veitstag des Jahres 1124, an welchem Otto zum erſten Male den pommerſchen Boden betrat, und vier und vierzig Jahre ſpäter, deſſelben Tages fiel Arkona in die Hände der Dänen.

8.

Was kein Pohle ſich getraute,
Hat ein Deutſcher Mann vollbracht,
Der zuerſt uns Kirchen baute,
In der heidniſch dunkeln Nacht.

Was der Säbel nicht erreichte,
Hat das reine Wort gethan,
Das der Wenden Bruſt erweichte,
Sie erhebend himmelan.

Siehſt du ja von lichter Wolke,
Biſchof Otto, friedlich her
Zu dem einſt bekehrten Volke,
Auf das Hügelland am Meer:

Deutſche Männer, nicht mehr Wenden,
Denken dein und feiern heut,
Daß auch hier, wie aller Enden,
Deutſche Segen ausgeſtreut.

9.

Unſre Väter waren Gäſte,
Bürger ſind wir Enkel ſchon,
Auf dem Eiland, auf der Feſte
Hallt nun Deutſcher Sprache Ton.

Pommernfürſten, wackre Wenden,
Die uns Heimath hier gemacht,
Unſer Dank ſoll nimmer enden,
Euer werde froh gedacht.

Auf der Bahn der Ehren ſchreitet
Herzog Barnim frei voran;
Deutſche Städte hat bereitet
Allererſt der treue Mann.

Der geſät den guten Samen
Sei der Gute auch genannt,
Schon vor Alters hat den Namen
Deutſches Lied ihm zuerkannt.

Barnim heißt ein Held im Streit,
Der des Guten Enkel war,
Muthig ſtrebt er in das Weite,
Unverzagt, ein junger Aar.

Der im Deutſchen Ehrenſaale,
In des Reiches Fürſtenrath,
Froh begrüßt, zum erſten Male
Seinen Sitz genommen hat,

Der uns feſt verband dem Reiche,
Lob und Preis dem großen Mann!
Gleichem fügt ſich nur das Gleiche,
Fördert, bildet ſich daran.

Herzog Erich hat's erfahren,
Sein gedenken wir zuletzt,
Deſſen Haupt in Knabenjahren
Schon drei Kronen aufgeſetzt;

Doch der lieben Heimath ferne,
Fehlt' ihm Freude, Ruh' und Glück.
Immer ſtießen Nordens Sterne
Ihn, den Fremdling, kalt zurück,

Bis er an der Königshalle
Männlich, froh und zürnend ſtand:
„Schälke, Schälke ſind ſie alle,
„Treu iſt nur mein Vaterland.

„Norweg, Schweden, Land der Dänen,
„Meine Kronen fahret wol;
„Deutſcher Boden iſt mein Sehnen,
„Da nur bin ich, was ich ſoll."

Und wir denken ſein in Ehren,
Mit dem Guten ſoll fortan,
Mit dem Großen ſoll auch währen
Lob und Ruhm dem treuen Mann.

10.

Keiner ſoll dem Deutſchen wehren,
Daß er große Freude hat;
Dankbar froh den Vater ehren
Weiht den Sohn zu ſchöner That.

Deutſches Volk ſo wohne muthig,
Unbeſchämt im Wendenland,
Frieden bringend, nimmer blutig
War in Pommern Deutſche Hand.

Die die Väter rein erhuben,
Die befleckt von keinem Bann,
Wend'ſche Männer noch, Kaſſuben,
Nehmt der Enkel Rechte an.

Unſer iſt das Kreuz und euer,
Otto bracht' es beiden her,
Sein Gedächtniß werth und theuer
Feire alles Volk am Meer.

11.

Sagt, wo iſt das Grab des Treuen,
Welcher Hügel decket ihn?
Laßt mich, Blumen ihm zu ſtreuen,
Hin zu Otto's Grabe ziehn.

Hünengräber groß und mächtig
Seh' ich um mich auf der Flur,
Und der Mond blickt mitternächtig
Auf verſunkner Völker Spur.

Nur das Prieſtergrab, das Eine,
Das ich ſuche, find' ich nicht,
Keine Schrift auf keinem Steine,
Die belehrend zu mir ſpricht. —

Suche nicht die theure Stätte
An des balt'ſchen Meeres Rand,
Biſchof Otto's Leichenbette
Iſt im fernen Frankenland. —

Stadt, zur Mutter uns erkohren,
Bamberg, unſres Otto Stadt,
Siehe, deinen alten Thoren
Bin ich ſchnell im Geiſt genaht.

Wie die Rebenhügel grünen,
Wie das Kloſter niederſchaut,
Das, in gläubigem Erkühnen,
Unſer Otto aufgebaut!

Die er ſelbſt ſich zugerichtet,
Führet mich zu ſeiner Gruft! —
Alles ſtill, vom Schlaf beſchwichtet. —
Höret mich! Ein Pilger ruft. —

Nein, am Meergeſtade wallet
Immer noch des Wandrers Fuß,
Nur aus fernſter Ferne hallet
Und verhallt ſein Liebesgruß.

Wölkchen, die vorüber fliegen
An dem Monde, eilet, eilt,
Um das Kloſter euch zu wiegen,
Wo des Theuren Aſche weilt.

Euer Wandeln, euer Neigen,
Euer lichter, ſanfter Schein
Soll, im tiefſten, heil'gen Schweigen,
Herold meiner Liebe ſein.

12.

In die Weite reich' ich nimmer,
Kurz iſt Menſchen Aug' und Hand,
Faß ich traulich nur das Nahe,
Das mir liebreich zugewandt.

Ferne Thaten ferner Zeiten
Gehn vor meinem Geiſte auf,
Doch das Land liegt mir vor Augen,
Ziel für Otto's Pilgerlauf.

Dieſer Boden, da ich wandle,
Trägt auch ſeiner Füße Spur,
Wohl verweht, verweht vom Winde,
War hier dennoch ſeine Spur.

Anders iſt die Stadt geworden,
Anders liegt das grüne Feld,
Als es vormals Otto's Augen
Sich unlieblich dargeſtellt.

Wandelt ſich das Starre, Feſte,
Bleiben treu die Waſſer nur,
An den Waſſern, an den Waſſern
Suche Otto's heil'ge Spur.

Auf der Oder, nach Frauendorf.

13.

Das iſt der Fluß, an dem wir luſtig wohnen,
Der unſer eigen iſt;
Mit Sang und Klang will ich dir heute lohnen,
Daß du uns freundlich biſt.

Von deinen Reben iſt wol nicht zu ſagen,
Davon ſchweigt Sang und Klang,
Denn Grüneberger kann uns nicht behagen,
Das iſt ein herber Trank.

Doch unſer Strom hat auch ſchon Rebenhügel;
Sind ſie nicht allzu nah,
So haben unſre Schiffe ſchnelle Flügel,
Bald ſind ſie da und da.

Nach Malaga iſt noch nicht weit zu fahren,
Noch näher nach Bordeaux;
Wir können Moſt und Kelter uns erſparen
Und ſind beim Alten froh.

Wenn Korn und Rebe kaum in Knospen ſtehen,
Blühn alle Maſte ſchon,
Die Flagge wallt, die bunten Wimpel wehen,
Bald ſind ſie fern entflohn.

Und gährt der Wein ſchon, daß die Fäſſer ſpringen,
Noch ruht der Lootſe nicht,
Muß durch den Sturm das Schiff zum Hafen zwingen,
Muß üben kühne Pflicht.

Kommt dann der Winter, ſtößt er auch mit Ehren
Die vollen Gläſer an,
Der See zum Trotz und allen ihren Schären,
Die Leſe ward gethan.

Das iſt der Fluß der Arbeit und des Segens,
Im Norderlande zwar,
Doch läßt man nur die Faulheit unterwegens,
So iſt er treu und wahr.

Du trauter Strom, an dem wir luſtig wohnen,
Der unſer eigen iſt,
Dies kleine Lied laß danken dir und lohnen,
Daß du uns freundlich biſt.

Der Weinberg in Frauendorf.

14.

Dieſe heitern grünen Räume,
Da wir oft in Freuden ſtehn,
Helle Wieſen, blühende Bäume,
Dunkle Waſſer überſehn,

Da wir friedlich, traulich, gerne,
Da wir ſtill und heimiſch ſind,
Wenn die Schiffe aus der Ferne
Vor uns treibt der Abendwind,

Ja, ihr bindet uns aufs neue
Heut mit liebender Gewalt,
Denn hier hat der Mann der Treue,
Unſer Otto auch gewallt.

Reben ſenkt' er in die Erde
Prieſterlich am Uferrand,
Daß der Kelch gefüllet werde
Mit Gewächs vom eignen Land.

Heil'ger Otto, deine Reben
Hat des Nordens Sturm erdrückt,
Wie der Tod dein zartes Leben
Längſt ſchon, längſt ſchon abgepflückt.

Nur der Name blieb dem Hügel,
Da du einſt den Wein gehegt,
Name, der, wie Adlerflügel,
Uns zu dir hinüber trägt.

Heil'ger mit dem Biſchofſtabe,
In der Geiſter ſel'ger Ruh,
Denken wir nach deinem Grabe,
Nach dem Weinberg denke du.

Otto's Brunnen bei Pyritz.

13.

Zum alten Rom, gen Kompoſtel
Und bis zum heil'gen Grabe,
Ging mancher, als zum Lebensquell
Vordem am Pilgerſtabe;
Wir wallen zu des Brunnens Rand,
Da Biſchof Otto ſegnend ſtand
Und unſre Väter tauſte.

Du lautres Waſſer ſtröme fort,
Lebendig, friedſam, helle,
Dem Wandersmann ein Ruheort,
Dem Durſt'gen Labungsquelle,
Den Heimiſchen, ſo Alt als Jung,
Zur bleibenden Erinnerung
An Otto's reine Seele.

Ihr grünen Bäume rings herum,
Sollt auch nicht ſtille ſchweigen;
Tritt einer in dies Heiligthum,
Sollt ihr die Wipfel neigen
Und euer Rauſchen ruf' ihn an:
Geh hin und ſei ein lautrer Mann,
Wie Otto einſt geweſen.

Daß Otto's Name, Otto's Sinn,
Gleich ſeinem Brunnen fließe
Und durch viel tauſend Herzen hin
Mild freudig ſich ergieße.
Das ſoll fortan dein Segen ſein,
So weihen wir dich heute ein,
Dich unſers Otto Brunnen.

16.

Von Ewigkeit zu Ewigkeit
In unerſchöpften Hulden,
Ein Vater in der Herrlichkeit,
Hoch über Thun und Dulden,
Lebt unſer Gott im Gotteslicht,
Wir glauben ihn, wir ſchauen nicht,
Er iſt uns göttlich nahe.

Vor ihm iſt heut und geſtern nicht,
Was war und ſoll geſchehen,
Liegt klar vor ſeinem Angeſicht,
Wenn wir im Dunkel ſtehen,
Jahrhundert und Jahrtauſend ſinkt
Vor ihm, ſo ſchnell ein Sternlein blinkt,
Gleich eilenden Gedanken.

Wir aber wandeln in der Zeit,
Ob göttlichen Geſchlechtes,
Ob der Verklärung ſchon geweiht,
Theilhaft des Kindesrechtes,
Doch pilgern wir auf Erden noch,
Auf dieſer Erde, die ſo hoch
Des Menſchen Sohn geheiligt.

Nur vorwärts in das Künft'ge dringt
Das Erdenaug vergebens,
Allein der ſtille Glaube ſchwingt
Sich auf zum Born des Lebens,
Zum Gott der Macht und Zuverſicht,
Der in den Herzenstiefen ſpricht:
Getroſt, ich bin dein Vater.

So wende rückwärts deinen Blick
Zu den erlebten Tagen,
Auf Freude und auf Mißgeſchick,
So du bisher getragen,
Was war das Ende da und da?
War Er nicht hülfreich fern und nah?
Wo hat Er dir gemangelt?

Und was du einſamlich verſpürt
In deinem engen Leben,
Was dir den Buſen tief gerührt,
Erfüllt mit Gottesbeben,
O Menſchenkind, ſein Licht und Recht
Geht von Geſchlechte zu Geſchlecht,
Seit Anbeginn der Tage.

Solch ein Gedächtniß ſoll uns auch
Dies frohe Feſt bereiten,
Das wir begehn nach Chriſtenbrauch,
Gedenkend alter Zeiten,
Da unſerm Volk und unſerm Land
Der Bote Gottes hergeſandt,
Das Evangelium kündend.

Denn eine bange Heidenwelt,
Mit blut'gen Opfergaben
Und Raub und Mord liegt abgeſtellt,
Verſchüttet und vergraben,
Im heitern Gottesfrieden hebt
Sich unſer Haupt, der Glaube ſtrebt
Zum Vater der Erbarmung.

So lang die Erde grünt und treibt,
So lang der Menſch auf Erden
Ein zweifelnd irrer Wandrer bleibt,
Kann ihm nichts Größres werden,
Denn daß doch dann die Bruſt ihm frei
Von Angſt und Wahn erledigt ſei,
Wenn er die Hände faltet,

Wenn er, gedrängt von Lebenslaſt,
Den Buſen muß entladen,
Wenn er, ein dankbar ſel'ger Gaſt,
Sich naht dem Gott der Gnaden.
O Vater, unſer Lobgelang
Ertöne dir der Lobgeſang,
Daß wir dich Vater nennen.

Und, wie dir ewig Dank gebracht
Von allen Menſchenzungen,
Daß Jeſus Chriſt die Todesnacht
Im Lebensglanz bezwungen,
Daß alle Welt, durch ihn allein,
Geht zu dem ew'gen Vater ein,
Freudreiche Gotteskinder,

So danket für ihr ſelig Theil
Dir, Vater, die Gemeine,
Da in der Väter ſel'gem Heil
Heut jeder fühlt das ſeine.
Erhalt' uns, Gott, dein göttlich Wort,
Herr, unſre Hülfe, unſer Hort,
Geheiligt ſei dein Name.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Löwe's

Bedeutung für Stettin.

Vorgetragen im Saal der Loge

am 1. December 1866

von

Ludwig Giesebrecht.

Stettin, 1866.

Verlag von Th. von der Nahmer.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Der Geburtstag Löwe's war ſchon geſtern, aber ein äußerliches Hinderniß ſtand im Wege, ihn geſtern in dieſen Räumen zu feiern, die manchen noch eigens an ihn erinnern: daher die Verſpätung. Doch der Neugeborne war der Mutter am zweiten Tage ſo werth wie am erſten; es geht uns mit dem Manne nicht anders. Verſammeln ſich nun Freunde der Muſik zum Andenken an ihn, der vierundvierzig Jahre lang in unſerer Stadt ſeiner Kunſt gelebt, ihr in weiterem und weiterem Umkreiſe Eingang verſchafft hat, und der jetzt zum erſten male an ſeinem Tage nicht unter uns weilt, wer begriffe nicht das Gefühl, welches die Herzen treibt! Aber was treibt mich, hier das Wort zu nehmen? Zähle ich doch ſo wenig unter den ausübenden Muſikern, als unter den Kennern der Muſik. Mich dünkt, Löwe's Thätigkeit hat eine Seite, welche auch derjenige beurtheilen darf, der nicht zu den Eingeweihten gehört; ja ſie wird von dieſen vielleicht weniger beachtet, und iſt gleichwohl der Beachtung werth. Wie oft bin ich

mit Perſonen zuſammen getroffen, die Lob oder Tadel, im Ganzen oder im Einzelnen über ſeine Compoſitionen ausſchütteten; ich habe ihnen nur erwidern können: darauf weiß ich nicht einzugehen, aber das weiß ich, er iſt berufen zum Erwecker idealen Geiſteslebens. Von der Seite betrachte ich ihn auch heute. Dazu bedarf es eines einleitenden, allgemeinen Wortes.

Wir alle kennen in uns ſelbſt die Doppelnatur des Menſchen. Aehnlich einer Arabeske, welche das lieblichſte Kindeshaupt aus Blättern hervorſchauend, aber mit dieſen und dem wilden Gerank unlösbar verwachſen zeigt, fühlt ſich der Geiſt empor gehoben zu einer überſinnlichen Welt, wo das Wahre, das Gute, das Schöne, ausgeſtaltet in mancherlei Künſten und Wiſſenſchaften vor dem entzückten inneren Auge gebreitet da liegt; doch fühlt derſelbe Geiſt vielleicht noch mehr ſich hinab gezogen zu einer Sinnenwelt, wo das wirkliche Leben Wahres und Unwahres, Gutes und Schlechtes, Schönes und Gemeines verwirrend durcheinander mengt; ja es lockt ihn wohl dämoniſch noch tiefer hinunter in eine Region, wo auch die Miſchung nicht mehr iſt, wo dem Verarmten nichts bleibt, als der wüſte Traum des Sinnengenuſſes. Das ſind die drei Reiche, in denen der Menſch ſeine Heimath bauen kann, das ideale, reale und materiale. Von dem letztgenannten

wendet ſich wohl ein jeder hinweg, der ſeine Würde nicht von ſich werfen will. So bliebe nur die Wahl zwiſchen dem Idealen und dem Realen. Aber ſind denn die beiden ſo entgegengeſetzt, daß ſie unvereinbar wären?

Nur ſo viel leuchtet ein, der Menſchengeiſt thut wohl, zuerſt in der idealen Welt heimiſch zu werden, wo er, was wahr, gut und ſchön, urbildlich und in ſeiner Lauterkeit vor ſich hat, damit er demnächſt auch in der wirklichen das Unächte und das Aechte ſcheiden könne. Auch das liegt am Tage: wer in der realen Welt ſein Thun und Schaffen hat, wird von Zeit zu Zeit immer wieder nach dem Idealen hin den Blick zu wenden, es mit erneueter Liebe zu umfaſſen haben, damit er nicht verliere, was er gewann.

Und was wir ſo als das Vernünftige erkannt haben, iſt, wenn nicht allgemein, doch vielfach in der That ſchon vorhanden. Wie mancher Geſchäftsmann, wie manche viel bemühte Hausfrau ſuchen nicht nach der Arbeit durch Muſik, durch Poeſie, Malerei oder irgend eine andere Kunſt, durch geſchichtliche oder naturwiſſenſchaftliche Studien, durch Beſchäftigung mit alten oder neuern Sprachen den Zuſammenhang mit der idealen Welt fortzuführen oder neu anzuknüpfen. Ja, noch über dieſe hinaus, mit Gott und dem Reiche Gottes treten zahlloſe Schaaren in

Gemeinschaft, sei es durch einsames Gebet, sei es durch die Andacht treu verbundener Glaubensgenossen. Ebenso führen überall die Schulen unsere Jugend in Wissenschaften und Künste, also in das Reich des Idealen ein, um sie dadurch zu künftiger Thätigkeit in der realen Welt vorzubereiten. Aber hier treten zwei Ansichten einander scharf entgegen.

Auf der einen Seite eine Fraction süddeutscher Pädagogen, die seit beinahe funfzig Jahren mit wechselndem Erfolge sich jenseit des Maines in den Gymnasien geltend zu machen sucht, die zu Zeiten ihre Vorposten auch im nördlichen Deutschland ausgestellt und zurückgezogen hat. Ihr erster Führer war Friedrich Thiersch in München, der vor sechs Jahren gestorben ist, seiner Zeit ein bedeutender Philolog und während des Aufstandes der Griechen gegen die türkische Herrschaft hoch angesehen unter den Philhellenen, ein Jahr lang in Griechenland selbst Diplomat auf eigene Hand, um das Königthum des baierschen Prinzen Otto vorzubereiten, jedenfalls ein merkwürdiger, eigen gearteter Mann. Seiner Spur sind Nägelsbach in Erlangen, Roth in Stuttgart gefolgt, sie haben das System ihres Meisters in manchen Stücken umgestaltet, der Grundgedanke ist geblieben. Darnach kann ideale Bildung ausschließlich gewonnen werden durch die Be-

ſchäftigung mit den Sprachen und der Literatur der Griechen und Römer, jeder andere Gegenſtand des Unterrichts ſoll, ſo viel möglich, von den Gymnaſien fern gehalten, oder, wenn das nicht erreichbar, auf das geringſte Maß heruntergeſetzt werden.

In Preußen dagegen, wir dürfen ſagen in ganz Norddeutſchland iſt ſelbſt geſetzlich anerkannt, daß alle Gegenſtände des Unterrichts, jeder in ſeiner Weiſe, zur idealen Bildung der Zöglinge beitragen; von dieſen aber wird verlangt, daß ſie an dem, was ihnen geboten wird, ſich nach Kräften üben, nicht um das alles willenlos in ſich aufzunehmen, als wäre die junge Menſchenſeele nur ein Gefäß, in das man hineingießen dürfte, was dem Einzelnen oder dem Staate beliebt, ſondern damit jeder, während der verſuchenden Arbeit, über ſeine eigenen Anlagen und Neigungen ſich ſelbſt klar werde und demgemäß frei ſeinen Lebensberuf wähle.

Welche Anſicht die richtige, kann nicht zweifelhaft ſein. Es iſt durch die Geſchichte, wie durch die tägliche Erfahrung zur Genüge bekannt, daß jede Kunſt, jede Wiſſenſchaft, ihrem Weſen entſprechend, auf idealer Höhe ſtehen, aber auch, im Widerſpruch mit ſich ſelbſt, in den tiefſten Schmutz des Materialismus verſinken kann. Schriften und Kunſtwerke geben die Beläge, daß ganz

ebenſo im klaſſiſchen Alterthum das Unreine neben dem Reinen ſeine Stelle gefunden hat, denn der Idealismus iſt mehr noch im Subject zu ſuchen, als im Object. Und wie hoch wir dennoch die Antike achten, ihre pädagogiſche Ueberſchätzung durch Thierſch und ſeine Jünger müſſen wir ſchon darum als einen despotiſchen Irrthum ablehnen, weil er den Jüngling des Rechtes beraubt, nach freier Selbſtbeſtimmung über ſeinen Lebensberuf zu entſcheiden. Fragt es ſich weiter, was durch die ausſchließliche Beſchäftigung mit den Alten ſoll erreicht werden, ſo iſt die Antwort: vor allem formale Bildung, d. h. eine Art Verſtandesbildung, doch nicht logiſche, welche ſich der Geſetze des Denkens bewußt wäre, ſondern durch Routine erworbene Fertigkeit, Gleiches, Aehnliches, Unterſchiedenes und Entgegengeſetztes auf grammatiſchem Gebiet zu erkennen. Eine ſolche Vorſchule der Logik, wenn auch umſtändlicher, als nöthig, ſoll nicht verachtet werden, aber das läßt ſich ihr nicht nachſagen, daß durch ſie die Erhebung zum Idealen ſehr gefördert werde. Dahin treibt nicht der Verſtand, ſondern die Phantaſie und das Gefühl. Und die Phantaſie ſoll gebändigt werden, verlangt die ſüddeutſche Pädagogik, durch die Pflege des Schönen, behauptet ſie, könne gar nicht erzogen werden. Alſo auch hier finden wir uns wieder mit jenen Männern der

Südens im entschiedenen Widerspruch; suchen wir doch, mit dem Verstande zugleich, auch das Gefühl der Jugend zu bilden, nicht durch breit ermahnende Rede, sondern durch Musik, mit dem Gefühl zugleich die Phantasie durch Dichtung und Gesang. Freuen wir uns, daß die Kunst, welche jene verbannen, in unsern Schulen heimisch geworden ist, und bewahren wir, was wir haben.

Damit kehren wir zu unserm Löwe, zu seiner Bedeutung für Stettin zurück.

Ich kam sechs Jahre vor ihm hierher. War ich nun auch damals nicht in der Stimmung, nicht in der Lage, daß ich die Culturentwickelung unserer Stadt genau hätte beobachten können, so hatte ich doch Gelegenheit genug, wahrzunehmen, daß schon vor Löwe's Eintritt Musik und Gesang hier in vielen geselligen Kreisen eifrig gepflegt wurden. Der Pfarrer Trieſt, den ich nicht mehr unter den Lebenden fand, wurde mir vor andern als Mittelpunkt und Leiter solcher Kunstbestrebungen in der nächsten Vergangenheit namhaft gemacht. Andere Personen gleichen Sinnes und ähnlicher Thätigkeit habe ich noch selbst gekannt, den Musikdirector Haak, dessen Nachfolger Delschläger, den Consul Kugler in der Stadt selbst, auf ihrem Züllchower Landsitz Frau Tilebein, auch sie jetzt bereits alle unter den Verstorbenen. Doch scheint es, die

Kunſt blieb zumeiſt in den Privatwohnungen oder in geſchloſſenen Vereinen, von öffentlichen Concerten erinnere ich mich nicht, viel gehört zu haben. Die geiſtliche Muſik beſchränkte ſich, außer dem Orgelſpiel und dem Geſang der Gemeine bei den ſonntäglichen Gottesdienſten, auf die Graun'ſche Paſſion, welche Charfreitags, unter Leitung des Muſikdirectors Haak, in der Schloßkirche ausgeführt wurde. Am wenigſten befriedigte wohl, was die Schulen leiſteten. Im Gymnaſium ertheilte den Geſangunterricht ein gutmüthiger, vielleicht auch nicht ungeſchickter Lehrer, der aber in ſeinen Lectionen nicht Ordnung zu halten wußte. Die Elementarſchulen mögen anders, nur nicht beſſer beſtellt geweſen ſein; der Geſang kam auch in ihnen nicht zu ſeinem Recht.

Es war alſo ein wichtiger Schritt zum Beſſern, als die Behörden ſich einigten, das Amt des Organiſten in Jacobi, des Geſanglehrers im Gymnaſium und des Lehrers, der in dem Seminar für Elementarlehrer den Unterricht im Orgelſpiel und Geſang zu ertheilen hatte, in eine Hand zu legen; es war noch viel wichtiger, daß man in Löwe den zu ſolchem Geſchäft geeigneten und willigen Mann herausfand und hieher berief.

Die erſten Hefte ſeiner Balladen hatten bereits aufmerkſam gemacht auf das eben aufſchließende junge Talent,

und als er persönlich da war, als die Musikfreunde den Wohlklang seiner Stimme, die Anmuth und die sichere Klarheit seines Vortrages vernahmen, da wandte sich ihm die Neigung aller zu, nur mit dem Unterschiede, daß der Kuglersche Kreis neben ihm auch für Oelschläger Anerkennung und treue Liebe bewahrte, im Tilebeinschen Hause galt niemand, als Löwe. So dürfen wir von ihm sagen, er hat ideales Leben geweckt in den Familien, wo er selbst zugegen war und durch Gesang und Saitenspiel die Herzen bewegte. Das geschah aber nicht allein in unserer Stadt, auch auswärts, auch an den Höfen deutscher Fürsten, vor allem an dem des verstorbenen Königs von Preußen, und im Schlosse der Königin von England hat man ihm gerne und theilnehmend zugehört. Ja er hat dieselbe Wirkung noch weiter hinausgetragen. Wohin seine Stimme nicht drang, sind seine Compositionen gedrungen.

Aus den Familien ist das idealistische Wirken unsres Freundes weiter in die Oeffentlichkeit getreten. Er sammelte einen Gesangverein, zog alle musikalischen Kräfte, die ihm begegneten, freundlich an sich: so konnte er in jedem Winter eine Anzahl Concerte ausführen, welche, neben seinen eigenen, auch die Werke alter und gleichzeitiger Meister, in gefülltem Saale den Hörern nahe brachten: mir sind der Faust des Fürsten Radzivil und

Mendelsſohns Paulus beſonders eindrücklich und in der Erinnerung geblieben. Löwe trat in die Loge ein: er hat auch hier, in einem geſchloſſenen Kreiſe verbrüderter Zuhörer mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote ſtanden, unverdroſſen gewirkt. Durchzog er aber auf ſeinen Kunſtreiſen die deutſchen Städte hie und da, dann bedurfte er ſo großer Vorbereitungen nicht, wenn er die Verehrer ſeiner Kunſt um ſich ſammelte, dann genügte ein Inſtrument, auf dem er ſich ſelbſt begleitete: er ſang ſeine Balladen und regte die Gemüther an, wohin er kam.

Welch eine Saat idealer Erregungen, die unſer Freund mit voller Hand geſtreut hat! — Sie waren flüchtige Kinder des Augenblicks. — Gewiß, viele von ihnen waren es, möglich, die meiſten. Aber wenn nur ein reines Gefühl, das ſo geweckt war, in einer Menſchenſeele Wurzel ſchlug und reifte; wer kann den Werth eines ſolchen Augenblicks überſchauen! In der Natur ſchließen Tauſende von Knospen auf, um als taube Blüthen abzufallen; Aehnliches geſchieht täglich in der Geiſterwelt. Wer wird ſich dadurch abhalten laſſen, die lebendige That, das fruchtbare Wort, das durchgeiſtete Gebilde jeglicher Kunſt dem vorüber eilenden Augenblick anzuvertrauen!

Was bisher von Löwe's Thätigkeit erwähnt iſt, ging noch alles aus deſſen freiem Triebe, aus der eigenen Luſt

am Schaffen und Bilden hervor, sein amtlicher Beruf forderte nichts davon. Betrachten wir ihn auch in diesem.

Es ist leicht einzusehen, daß der Erfolg seiner Wirksamkeit im Seminar weit greifend sein mußte, wenn es gelang, hier künftige Lehrer an den niedern Schulen so vorzubilden, daß sie in den Kirchen die Orgel spielen und den Gesang der Gemeine leiten, in der Schule die Jugend zweckmäßig im Gesange unterrichten, sie zur Freude an ihm stimmen konnten. Denn auf dem Wege drang die Kunst bis in die untersten Schichten der Nation, bis zu denen, auf welchen die Noth des äußeren Lebens am schwersten lastet; auch ihnen wurde der Blick in die ideale Welt eröffnet. Wie weit unser Freund dies Ziel erreicht hat, weiß ich nicht genau: mit manchem ehrenwerthen, fein durchgebildeten Jünger des Meisters unter den Elementarlehrern bin ich selbst bekannt geworden.

Was Löwe im Gymnasium geschafft, habe ich mit erlebt. Eine fröhliche Umwandlung wurde sichtbar, sobald er seinen Unterricht begann. Die Knaben in den untern Klassen lernten aufmerksam und mit Lust; aus den obern trat ein Sängerchor zusammen, der an Schulfesten erst leichtere, dann größere und schwierigere Stücke vortrug. Die Freude an der Kunst steigerte sich, als Hasselbach, selbst Freund und Kenner der Musik, das

Directorat übernahm, als das neue Haus, auf dem Marienplatz erbaut, in ihm der ſtattliche Hörſaal mit ſeiner Orgel zum Geſang aufforderten. Wetteifernd betheiligte ſich nun von unſerer Jugend, wer dazu fähig war, an den regelmäßig wiederkehrenden Feiertagen der Schule; Löwe componirte für dieſe gedichtete Lieder, auch Davidiſche Pſalmen, oder wählte aus, was von anderer Muſiker Werken für den Zweck ſolcher Feſte und für die Kräfte, über die er zu verfügen hatte, geeignet ſchien. Mitunter wurden umfangreichere Stücke eingeübt und dann, außer der Ordnung, Abends in der Aula vorgetragen. Mir iſt als derartige Darſtellung vor andern die Antigone von Mendelsſohn gegenwärtig geblieben.

Neben dem Sängerchor bildete ſich, von Scheibert in Gang gebracht, ein anderer freier Geſangverein von Gymnaſiaſten, der es zunächſt auf geiſtliche und weltliche Lieder abgeſehen hatte, und im Sommer an ſchönen Tagen, nach der Arbeit in Wald und Buſch hinauszog, um in friſcher Jugendluſt da draußen noch einmal zu ſingen und zu hören, was, in oftmaligen Uebungen wiederholt, zwiſchen vier Wänden ſchon ermüdete. Nach Scheiberts Abgang vom Gymnaſium war die fröhliche Genoſſenſchaft eine Weile dem Erlöſchen nahe, flammte dann plötzlich wieder auf, erweiterte ſich zum Muſikverein, und ſtiftete,

als Ergänzung ſeiner ſelbſt auch einen Redeverein, der ſich den würdigen recitirenden Vortrag antiker und moderner Dichtungen zur Aufgabe ſtellte. Die Mitglieder laſen unter ſich, zu ihrer Uebung, dramatiſche Werke, traten auch vor zahlreichen Hörern in der Aula mit ihren Verſuchen hervor: Racine's Athalie, Wallenſteins Lager, Scenen aus Moliere, aus Göthe's Egmont, aus Shakeſpear ꝛc. kamen in der Weiſe zur Darſtellung. Poeſie und Muſik hatten damals im Gymnaſium eine Zeit kräftigen Lebens. Als Haſſelbach das Directorat niederlegte, beſchränkte ſich der Verein wieder auf Inſtrumental- und Vocalmuſik: ſo dauert er noch gegenwärtig fort. Zu einem andern Verein haben ſich die vierundzwanzig Gymnaſiaſten im Jagetenfelſchen Collegium verbunden; ſie, zumeiſt künftige Theologen, bilden und erheben ſich vornämlich an geiſtlicher Muſik. Löwe hat in dieſen beiden Vereinen nur dann und wann, als hoch willkommener Gaſt, mitgewirkt, aber daß ſie Leben gewannen, iſt doch begründet in ſeiner langen Arbeit an der Schule, in der Freundlichkeit ſeines Charakters, die jedes treue Streben ermunterte. Er iſt es, der die Kunſt in ſchöner Fülle dem Gymnaſium zugeleitet hat: das erkennt das jüngere Geſchlecht weniger deutlich, welches, von ihm unterwieſen, keine Ahnung davon hat, daß es auch anders ſein könnte.

Wer aber weiß, was vor ihm war, muß mit Dankbarkeit zu ihm aufsehen.

Ruft man mir entgegen: welchen Werth legst du auf diesen Gesangunterricht! Was ist von ihm zu erwarten für die ideale Erhebung der Jugend? Noten und Tacte werden von den Schülern gefaßt, vielleicht richtig nachgeahmt: aber ist das mehr, als eine Uebung im Rechnen? In wie vielen wird dadurch der Geist irgend wie berührt! Glaube doch keiner, daß in der jugendlichen Seele die übersinnlichen Gefühle und Phantasien wirklich vorhanden sind, deren sinnliche Zeichen die Stimme ohne Tadel hervorbringt. Allein zugegeben, daß Wesen und Erscheinung einander nicht vollständig decken, daß diese jenem nur annähernd entspricht, zugegeben, daß dem gemäß der eine Sänger idealistischer gestimmt wird, als der andere; völlig aus einander fallen werden doch das Zeichen und das Bezeichnete nicht. Wenn das Glühen der Abendröthe unser Auge berührt, wenn die schön geordneten Bewegungen der Schallwelle an unser Ohr schlagen, dann erwacht, voraus gesetzt, daß keine heftige Leidenschaft die Seele beherrscht, zugleich mit dem äußern Empfinden auch ein ähnlich geartetes inneres, das freilich blaß und allgemein, phantasirende Stimmung, bleiben, aber auch als besonderes, lebenreiches Phantasiebild sich gestalten kann

Dies Letztere mag dem Erzieher, dem, wie das Gesetz unsres Landes anordnet, die Phantasie der Jugend zu bilden obliegt, die angenehmere Erscheinung sein, allein der Anfang, der in dem Ersteren sich zeigt, soll doch auch nicht übersehen werden. Hinweg also mit dem skeptischen Bedenken, das ein Blatt aus dem Kranz unsers Löwe brechen mögte!

Noch ist von ihm, als dem Organisten der Jacobikirche zu sprechen. Mit welcher Liebe, mit welcher Meisterschaft er seine Orgel behandelte, wissen wir alle aus eigenster Erfahrung. Mir wurde diese noch vor nicht allzu langer Zeit einmal in fast überwältigender Weise. Ich war am Charfreitag in der Jacobikirche, das große Gebäude gedrängt voll Menschen. Da begann nach der Liturgie das Vorspiel des Chorals: O Haupt voll Blut und Wunden ꝛc., dann fiel tausendstimmig der Gesang der Gemeine ein und der Ton der Orgel durchwogte ihn ordnend, voll majestätischer Ruhe und Einfalt. Wie stand da der protestantische Gottesdienst in seiner ungeschmückten Würde vor mir, wie ergriff er die Seele! Poesie und Musik vereint riefen das aller Orten, durch alle Zeiten hin verkündigte Geheimniß von dem weltversöhnenden Tode des Herrn wieder schlicht und gewaltig in die Menschheit hinein, das doch niemand je verstanden hat,

dem Gott ſelbſt es nicht in den Tiefen des Herzens erſchloß. In ſolche Gottesdienſte durch ſeine Orgel erbaulich einzugreifen war Löwe's Hauptgeſchäft im Dienſt der Kirche.

Allein dieſe gewährt ja auch Kunſtgebilden von vollerem Gliederbau Raum, welche beſonders geartete Hören zur Andacht erwecken, denn ſie ladet alle, einige und jeden Einzelnen zum Gottesreiche ein. Löwe hat verſucht, auch den Einigen entgegen zu kommen, theils in dem allgemeinen Gottesdienſt der Gemeine durch eingelegte, von dem Chor allein ausgeführte Geſangſtücke, theils durch beſondere Andachten, jene Veſpern, die er eine Zeitlang an beſtimmten Abenden in der Jakobikirche hielt, wo Motetten und andere figurirte kirchliche Muſik älterer und neuerer Meiſter von ihm und ſeinem Sängerchor dargeboten wurden. Am Charfreitag Abend noch immer unveränderlich die Graunſche Paſſion.

Das war allerdings eine auffallende Erſcheinung. Dieſelben Perſonen, die am Morgen, als Glieder der Gemeine, in dem Choral den Tod Jeſu, als den alleinigen Grund ihrer Erlöſung von jeder Schuld des Lebens, bekannt und anbetend geprieſen hatten, begnügten ſich am Abend deſſelben Tages, als höher Gebildete, mit einer Privatandacht, welche daſſelbe Leiden Jeſu durch viel

reichere Kunſtmittel, als der Frühgottesdienſt ſie bieten konnte, doch nur, abgelöſt von allem Zuſammenhang mit der Sünde des Menſchengeſchlechts, als die ungerechte Verfolgung eines frommen Dulders, dem bewundernden Mitgefühl entgegen brachte. Es iſt, als habe Ramler, der Dichter des Textes, poetiſch und muſikaliſch ein chriſtliches Seitenſtück hinſtellen wollen zu dem, was die Griechiſche Bildhauerkunſt in der, eben damals von Winckelmann hoch gefeierten, Gruppe des Laokoon aus dem Heidenthum herausgebildet hatte. Unchriſtlich kann man die Graunſche Paſſion nicht nennen; ſie hat chriſtlicher Wahrheit den würdigen Ausdruck gegeben, nur nicht der ganzen, vollſtändigen Wahrheit, welche die Charfreitagsfeier in der Gemeine beleben will.

Die Frage liegt nahe, ob denn dies Mißverhältniß nicht bemerkt, ob nicht von Löwe ein Verſuch gemacht worden, es durch eine andere Paſſionsmuſik zu beſeitigen. Damit lenkt ſich die Betrachtung zu den Oratorien unſeres Freundes, an denen auch ich einen Antheil habe. Ich will die Frage beantworten, ſo gut ich es vermag, mehr für mich, als für Löwe.

Sechs Jahre ſpäter, als dieſer, kam der Biſchof Ritſchl, als Generalſuperintendent von Pommern, hieher, ein Freund und gründlicher Kenner der Muſik, der mit

Zelter in der Berliner Singakademie, auch ſonſt auf manche Weiſe nachhaltig gewirkt hatte, der namentlich länger als ein Jahrzehnt vor Löwe's Neugeſtaltung des Geſangunterrichts in unſerm Gymnaſium, als Lehrer am grauen Kloſter in Berlin, der Anſtalt ebenſo ein Reformator deſſelben Unterrichts geworden war. Auch in Stettin ſtiftete er einen Geſangverein, der in ſeinem Hauſe, unter ſeiner Direction, ſich übte und von Zeit zu Zeit, vor eingeladenen Gäſten ausgewählte Stücke vortrug. Ich hatte dort Zutritt, wurde auch nicht ſelten zu den Geſangabenden mit berufen. Hier hörte ich keine andere, als geiſtliche Muſik ſtrenge kirchlichen Stils von Paleſtrina, von Marcello, der von dem Biſchof beſonders hoch geachtet wurde, von Händel, nur einmal, ſo viel ich mich beſinne, etwas von Haſſe. Puritaniſches Widerſtreben gegen weltliche Muſik war der Familie durchaus fremde; was auf dem Gebiete Treffliches vorhanden war, fand willige Anerkennung, nur wollte der Biſchof beide Gattungen aus einander gehalten wiſſen. So habe ich verſtanden, was er in Geſpräche gelegentlich hinwarf. Auch über die Unzulänglichkeit der Graun'ſchen Paſſion hörte ich einmal eine Aeußerung; er verglich ſie mit der von Sebaſtian Bach und wünſchte dieſe ſtatt jener am Charfreitag. Mir ſtand in der Sache kein Urtheil zu,

und Ritſchl war in muſikaliſchen Dingen für mich eine große Autorität.

Allein der ſcharfen Sonderung des Geiſtlichen und Weltlichen widerſprach mein proteſtantiſcher Sinn. Wenn aber die beiden nicht unvereinbare Gegenſätze ſind, fragte ich mich ſelbſt, warum ſollen ſie in der Kunſt einander ſchroff gegenüber ſtehen? Es muß eine Mittelgattung zu finden ſein zwiſchen dem Oratorium Händels und der Oper. Ich machte den Verſuch dazu. Als mich Löwe um einen Operntext anſprach, bot ich ihm ſtatt deſſen die ſieben Schläfer: er ging willig auf den Vorſchlag ein. Die Compoſition wurde vollendet, der Biſchof hörte ſie und äußerte, das ſei doch etwas Neues, was anzuerkennen. Ueber die Oratorien, welche dieſem erſten folgten, vernahm ich kein Urtheil des beſonnenen und, wo es ihm erforderlich ſchien, ſehr zurückhaltenden Mannes. Den Paleſtrina hörte er im Gefolge des Königs Friedrich Wilhelms IV., der unſerm Löwe ein huldreicher Gönner war. Der König fand in dem neuen Oratorium einen bedeutenden Fortſchritt gegen die ſieben Schläfer: Ritſchl ſchwieg dazu, denn er war anderer Meinung. So hat er ſelbſt einem Freunde erzählt. Das ſchien mir begreiflich. Das Neue, deſſen Abſicht er wohl noch nicht überſah, da es zuerſt erſchien, lag nun aufgeſchloſſen da; es war

im Widerſpruch mit dem Grundſatz von dem nothwendigen Auseinanderhalten der Gattungen. So legte ich mir, vielleicht unrichtig, die Meinung des klarblickenden Muſikkenners aus: ſie war dem geiſtlichweltlichen Oratorium entgegen. An mich trat der Zweifel heran; ich ſchlug ihn nieder, denn Löwe ging ruhig und unverzagt des Weges weiter.

Gegen des Biſchofs andern Gedanken, die Paſſionsmuſik von Sebaſtian Bach ſtatt der Grauns in Gang zu bringen, liegt auch dem, der jene Compoſition nicht kennt, der Einwand nahe, daß eine ſolche Rückkehr zu dem Veralteten, wenn auch an ſich Löblichen, keine Ausſicht auf Gelingen hat. Bach ſteht ohne Zweifel mit ſeinem Denken und Fühlen, mit ſeiner Kunſt noch ganz in der überlieferten Theologie ſeiner Zeit; ſeit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aber ſchöpfen, wie leicht erkennbar, die deutſche Poeſie und Muſik ihren Inhalt nicht mehr unmittelbar aus der Theologie, ſondern aus der Philoſophie; die Entwickelungen, die Schwankungen dieſer finden alſo auch in jenen Künſten ihren Nachhall.

Aus einer nüchternen Religionsphiloſophie, der das Geheimniß im Chriſtenthum nicht erreichbar, ging im Zeitalter Friedrichs des Großen Grauns und Ramlers Tod Jeſu hervor. Seitdem hat das ſpeculative Denken

ſich um vieles vertieft, es hat auch das Chriſtenthum als ſein Object ergriffen. Wie anders ſtehen die Syſteme Schellings, Baaders und Hegels zu ihm, als Chriſtian Wolf und Thomaſius! Dadurch iſt auch eine weitere Bahn geöffnet für das Oratorium des Charfreitags: Löwe hat ſie betreten. Die eherne Schlange ſchließt ſich der Hegel'ſchen Religionsphiloſophie an, aber ſie weiſ't nur vorbildlich auf das Leiden des Herrn hin, hat nicht deſſen Geſchichte unmittelbar zum Gegenſtand der Darſtellung gemacht.

Löwe hat auch den andern Weg verſucht, auf dem Ritſchl Höheres zu ſehen hoffte, den der Rückkehr zur unvermittelten Theologie der Ueberlieferung. Mir waren von neuem Bedenken über die Mittelgattung entſtanden, die ich ſuchte. Schloſſen ſich auch im religiöſen und ſittlichen Leben Geiſtliches und Weltliches nicht einander aus, doch, ſchien es mir, könnten in der beweglichſten aller Künſte deren Zeichen mehrdeutig und deshalb eine ſcharfe Sonderung der beiden Gebiete vielleicht erforderlich ſein. Ich trat von der Arbeit zurück. Löwe beharrte, die Texte ſeiner Oratorien verfaßte Telſchow. Nun wurden allein bibliſche Stoffe behandelt. Auch ein zweites Charfreitagsoratorium trat ans Licht, das Sühnopfer des neuen Bundes; der Text ſtand auf dem Boden der über-

lieferten Dogmatik, die Composition aber war so wenig im Charakter Händels, als Bachs, die Musik war modern, war die unsers Löwe. Wie konnte es anders sein!

In letzter Zeit hat sich der Meister ganz der Poeten entschlagen, und gestaltet, wie vor ihm Felix Mendelssohn, unmittelbar aus der Bibel selbst seine Oratorien. So ist der Lazarus, so die Heilung des Blindgebornen geworden. Löwe thut wohl daran; in dem Widerstreit theologischer und kirchlicher Meinungen wird am Ende jeder zum Independenten, der Musiker vor allen. Er hält an unsern heiligen Schriften, so steht er mit der ganzen Christenheit auf demselben Boden; was von dieser Gemeinschaft aus von frommen Gefühlen und Phantasien in ihm aufkeimt, er mag es frei werden und sich entwickeln lassen, keine Ansichten anderer engen ihn ein.

Uebereinstimmend mit dieser innern Befreiung ist auch das äußere Leben unsers Freundes von den Schranken amtlicher Verhältnisse frei geworden, und wie gern wir ihn unter uns sähen, wir müssen doch eingestehen, es ist gut für ihn, daß er eine neue, stille Heimath erlangt hat, mitten unter den Seinigen, mitten in einer schönen Natur, für welche sein kindliches Gemüth jederzeit empfänglich war. Uns aber bleibe das dankbare Andenken an ihn, der viel für uns gethan hat, an ihn, den Erwecker idealen Geisteslebens.

Druck von Herrcke & Lebeling in Stettin.

Philos. 4481

Was die Seele denkt,

und

wie sie denkt.

Ein psychologischer Vortrag

von

Ludwig Giesebrecht.

Akademie Bibl.
Berlin

Es gilt für ein gemeines, alltägliches Wort, der Mensch sei Leib und Seele; es gilt für ein geistreiches Wort, der Leib sei der Träger der Menschenseele, so etwa, wie die Rose des Rosenduftes. Wenn nur das geistreiche Wort vor der Prüfung bestände, wie das alltägliche! Wohl, bis zu den entlegensten Gestirnen des Firmaments reicht das bewaffnete leibliche Auge, doch ist die Grenze der Sinnenwelt die Grenze aller Sinne. Und die denkende Seele, die Begleiterin der Sinne auf allen ihren Wanderungen, geht frei hinaus über jene Schranke, ihr ist auch die übersinnliche Welt aufgethan, ja sie hat hier erst ihre wahre Heimath. Wäre doch der Mensch nicht, was er ist, wenn sein Denken, sein Sehnen nicht weiter griffe, als seine Sinne. Sprechen wir also lieber: die Seele ist die Trägerin des Menschenleibes. Wir sind nicht die ersten, welche so sprechen. Stahl, ein genialer deutscher Arzt, hat schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts denselben Gedanken zum Princip seines Systems der Heilkunde gemacht; Schiller, auf der Karlsschule zum Arzt gebildet, hat ihn eingeführt in die deutsche Poesie, indem er dem Wallenstein nach dem Abfall des Octavio die Worte trotzigen Selbstgefühles in den Mund legte:

> Es ist der Geist, der sich den Körper baut,
> Und Friedland wird sein Lager um sich fällen.

So ist Psyche eine stille, aber gewaltige Macht: ich denke, also — bin ich, war das Enthymema des Cartesius. Es wird der Mühe werth sein, das Schaffen einer solchen Grösse zu betrachten.

Die Seele denkt, die Seele will: das sind ihre Thätigkeiten.

Fassen wir heute nur das Denken ins Auge. Treten wir zu dem Ende näher an den unsichtbaren Webstuhl der Gedanken, der ja in jedem von uns aufgeschlagen ist, sehen wir dem Weben aufmerkend zu.

Was denkt die Seele? wie denkt sie? das sind die beiden Fragen, um deren Lösung es sich handelt.

Alles Denken geht darauf aus, zu begreifen und begreiflich zu machen. Was also den Aufzug und Einschlag des geistigen Gewebes her giebt, was wir denken,

sind Begriffe. Aus diesem einfachen Gespinnst wird der Teppich voll inhaltiger, räthselhafter Bilder bereitet, der von der Höhe zur Tiefe hernieder wallt, als Vorhang zwischen dem Heiligthum der Natur und dem Allerheiligsten der Geisterwelt.

Die Begriffe haben ihren Ursprung nachzuweisen. Es soll klar werden, ob die Menschenseele webt, wie der Seidenwurm, der seine Fäden sich selbst aus sich, oder wie der Seidenweber, dem jener sie schafft. Wer sich auf den Ursprung seiner Begriffe besinnt, kann nicht zweifeln, sie sind auf mehr als eine Weise in ihn gelangt, in ihm entstanden.

Zuerst durch äussere Mittheilung. Das Kind lernt seine Muttersprache, es lallt, es spricht Wörter nach, die ihm vorgesprochen wurden. Und alle Wörter sind hörbare Zeichen von Begriffen, theils selbständigen, wie sie im Nomen und Verbum, theils Verhältnissbegriffen selbständiger Begriffe zu einander, wie sie in den Partikeln ihren Ausdruck finden. Das Kind nimmt diese Wörter gedächtnissmässig auf. Denn Gedächtniss, heisst die Seele als die Macht, welche die sinnlichen Zeichen der Begriffe bewahrt.

Nicht immer werden diese mit jenen zugleich aufgenommen. Oft bleibt das Wort ein leerer Schall, oft hängt sich ein ganz unrichtiger, oft ein unklarer Begriff daran, und wenn der richtige mit aufgenommen wird, er kann doch nur als eine glückliche Zugabe betrachtet werden, auf die nicht gerechnet ist. Zuerst und zumeist bleibt, was geboten und was empfangen wird, das sinnenfällige Zeichen, denn die Kindesseele ist vorzugsweise Gedächtniss. Wer erinnerte sich nicht aus eigenem oder fremdem Kindesleben vielfacher Belege zu dem Gesagten? Begriffe werden also durch äussere Mittheilung, wenigstens zu Anfang, der Seele sehr unvollkommen zugeführt, doch kann die grosse geistige Erbschaft früherer Jahrhunderte nur so, im langsamen Fortgange von Aussen nach Innen, vom Zeichen zum Begriff angetreten werden. Und die Schätze, welche in der Sprache niedergelegt, sind ohne Zweifel höchst bedeutend und aller Anerkennung werth. Nur dass die Sprache irgend einer Nation die Gesammtheit aller Begriffe des nationalen Bewusstseins enthalte, dass Wort und Begriff untrennbar eins, dass dieser ohne jenes nicht sei, dass also die Seele

nicht anders als in Worten denke: dies alles, wie oft es gesagt worden, lässt sich doch der Wahrheit gemäss nicht sagen.

Die Aelteren unter uns besinnen sich vielleicht noch auf vier Bilder unseres Landsmannes Philipp Runge aus Wolgast, die vor dreissig Jahren und darüber die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde und Kunstkenner erregten. Es waren sinnreiche, geheimnissreiche Arabesken, welche die Tageszeiten darstellen sollten. Ein Freund des Mahlers fragte diesen, indem er die Bilder betrachtete: Was hast du damit, was damit sagen wollen? Und Runge erwiederte: Wenn ich es hätte mit Worten sagen können, so hätte ich es nicht gezeichnet.

Hierher gehören auch jene bekannten Verse Tiecks, die in früherer Zeit sehr bewundert, später oft verspottet sind:

Süsse Liebe denkt in Tonen,
Denn Gedanken stehn zu fern.

Gedanken, haben die Tadler gemeint, können dem Denkenden unmöglich zu fern stehn. So sind es vielleicht Worte, logisch und grammatisch regelrecht gestellte Worte, die der Dichter Gedanken nennt, und seine Meinung könnte sein:

Süsse Liebe denkt in Tonen
Denn die Worte stehn zu fern.

Das wäre möglich. Gewiss ist also das Sachverhältniss. Musiker, bildende und bauende Künstler stellen dar, was sie nicht sagen können; sie haben mithin als sinnliche Zeichen ihrer Begriffe nicht Worte, sondern der componirende Musiker Töne, der Maler Gestalten der Fläche und Farben, der Bildhauer körperliche Gestalten, der Architect mathematische Linien und Figuren. Selbst der Dichter, obwohl er sich der Sprache als Mittel der Darstellung bedient, hat, wenn er Charaktere, Handlungen, Situationen erfindet, nicht mit Worten zu schaffen, sondern mit Bildern, die jetzt mit der Schnelle des Blitzes, jetzt langsam geformt in der Seele aufsteigen.

Es versteht sich, dass auch diese künstlerischen Zeichen gleich den sprachlichen von dem Gedächtniss aufgenommen und bewahrt werden. Der Begriffe Trägerin und Bewegerin aber ist die Seele als Erinnerung. Erinnerung und Gedächtniss sind also ihrem Wesen nach, wenn

auch nicht einerlei, doch eins, dieses die aus sich hinaus, jene die in sich hinein blickende Seele; in der Wirklichkeit gehen die beiden oft genug weit auseinander. Wie oft bringt uns die Erinnerung einen Begriff, für den das Gedächtniss nicht gleichzeitig das entsprechende Wort darbietet; wir müssen darnach suchen, müssen uns darauf besinnen und finden es vielleicht doch nicht. Den Philisophen Kant verliess im Alter mehr und mehr das Gedächtniss. Etwa ein Jahr vor seinem Tode konnte er im Gespräch mit seinem Freunde Scheffner einmal das rechte Wort zur Erwiederung nicht finden. Scheffner wollte einhelfen, aber der Alte ergriff seine Hand mit den Worten: Nein, helfen Sie mir nicht, mein Kopf muss selbst damit heraus. Und dann wandte er die Ausdrücke so lange, bis er die ganz richtigen fand, die er mit einem zufriedenen: Sehen Sie wohl Freund, begleitete. In den folgenden Monaten wurde die Abnahme des Gedächtnisses immer sichtbarer, doch zeigten sich noch oft im Gespräch bewundernswerthe Geistesblitze, die den Gedankenreichthum des Mannes verriethen. Endlich, zehn Tage vor seinem Tode, wollte er dem Arzt, der ihn täglich besuchte, seine Dankbarkeit kund geben, konnte aber nur einige abgerissene Wörter finden. Sein Pfleger errieth des Kranken Meinung und sprach sie geordnet aus. Ganz recht, rief Kant aus, und fügte mit sichtbarer Anstrengung hinzu: Das Gefühl für Humanität hat mich noch nicht verlassen. Das die Erfahrung auf den Höhen des Geistes, und vollends unten im täglichen Verkehr, wie viel Worte werden gesprochen, die nichts bedeuten! Wie viel todtes gedankenloses Auswendiglernen!

Aber wie viel oder wenig auch durch äussere Mittheilung der Zeichen gegenwärtig von Begriffen in die Seele kommen mag, zuerst und ursprünglich kann es so nicht an die gelangt sein, welche vor uns gewesen sind. Auch jetzt ist das nicht der einzige Weg, der jene Elemente des Denkens uns zuführt. Durch äusseres Wahrnehmen eignet sich die Seele Vorstellungen, durch inneres Ideen an. Vorstellungen und Ideen aber sind die beiden Arten, in welche sich die Begriffe scheiden.

Der Verlauf des äussern Wahrnehmens ist dieser. Gemäss der Doppelnatur des Menschen sind die Sinne des Leibes und die Seele zugleich thätig. Treten nun jene mit irgend einem Gegenstande der äussern Welt

in Berührung, sehen sie ihn also oder hören oder riechen oder schmecken oder fühlen ihn, so entsteht gleichzeitig mit dem sinnlichen Empfinden in der Seele ein Wiederschein, ein so genanntes Schema des empfundenen Gegenstandes. Hört die sinnliche Empfindung auf, wendet sich z. B. das Auge von dem Gesehenen ab, so verschwindet damit das Schema nicht nothwendig sofort aus der Seele. Sie kann es fest halten, kann, wenn es dennoch verschwand, es wieder hervor rufen auch ohne Erneuerung des sinnlichen Empfindens. Wird aber dieses wiederholt, vergleicht so die Seele dasselbe Bild, das zu verschiedenen Zeiten, mithin auch unter mehr oder minder verschiedenen Verhältnissen in ihr erregt wurde, und fasst aus den Erregungen ein Gesammtbild zusammen, so ist das eine Wahrnehmung, die, einem äusserlichen, sinnlichen Gegenstande entnommen, selbst auch als äusserlich und sinnlich bezeichnet wird. Sie hat sich bereits über die Schemata und aus ihnen heraus gehoben, doch ist sie noch so einzeln, dass die Sprache für sie kein Zeichen hat. Aber die Erinnerung trägt die Wahrnehmungen und schöpft sie wieder herauf, wenn sie in die Tiefe der Vergesslichkeit hinunter gesunken sind, gruppirt sie, erkennt in den Gruppen Gleiches und Ungleiches, lässt das Ungleiche unbeachtet und fasst das Gleiche jeder Gruppe zusammen. Dies Thun heisst Abstrahiren, das Ergebniss der Abstraction sind Vorstellungen, Gesammtbilder aus mehreren Wahrnehmungen. Und erst für sie hat die Sprache Zeichen. Jedes Wort, das über menschliche Lippen gleitet und eine Vorstellung hinter sich hat, ist ein Kind der Abstraction. Denn diese geht weiter. Sie gruppirt auch die Vorstellungen, die sie hervor gerufen, und abstrahirt aus diesen andre, allgemeinere Vorstellungen, denen durch denselben Process noch umfassendere entsteigen. Solche über einander sich erhebende Vorstellungen bezeichnen z. B. die Wörter Weizen, Gras, Pflanze, Natur.

Die Menge der Wahrnehmungen und Vorstellungen, welche also der Seele zufliessen, ist begreiflich sehr gross, so gross das die Seele selbst den Drang in sich hat, durch fortgesetztes Abstrahiren aus dem Gewühl heraus zur Einheit zu gelangen. Sie findet, was sie sucht, in der Vorstellung des Seins. Sein ist die gemeinsame Muttererde aller Vorstellungen, aller Wahrnehmungen: sie alle sind,

Es ist das Sein der Sinnenwelt. Die Seele, als die waltende, ordnende Macht unter diesen Vorstellungen und Wahrnehmungen, heisst der Verstand.

Doch ist sie nicht allein Verstand; die Begriffe, die sie denkt, sind nicht ausschliesslich Vorstellungen. Durch äusseres Wahrnehmen kann sie selbst ihrer nicht inne werden, denn sie äussert sich wohl, ist aber kein Aeusseres. Dennoch weiss sie von sich und von dem, was in ihr vorgeht. Sie weiss davon durch inneres Wahrnehmen. So erkennt sie sich im Unterschiede von der Sinnenwelt als ein Uebersinnliches, und schaut sie tiefer in sich hinein, so treten, wie Sterne aus der dunkelnden Nacht, die Abbilder einer übersinnlichen Welt ihr gegenüber. Die Sprache hat auch denen ihre Namen gegeben. Das sind aber nicht mehr Vorstellungen; es sind Ideen, und die Menschenseele, als deren Mutter und Königin, ist die Vernunft.

Man hat jene oder einige von ihnen [illegible]ber angeborene Ideen genannt. Die Benennung war nicht glücklich gewählt; sie verleitete zu der Meinung, als seien die angebornen von Anfang an fertig und entwickelt in der Seele. Dem ist aber nicht also. Nur die Anlage, nur das mehr oder minder dunkle Ahnen einer Idee, der des Unendlichen regt sich in dem erwachenden Denken: sie ist, nach dem Ausdruck der Schule, allem Denken immanent. Das Unendliche ist eine, freilich erst wenig sagende, Bezeichnung Gottes, ein erster Versuch die unerschöpfliche Fülle seines Wesens anzudeuten; aber indem die gegenseitigen Beziehungen der Sinnenwelt, der Menschenseele und des Unendlichen erwogen werden, entfaltet sich in diesem und um es her der Vernunft ein immer grösserer Reichthum von Ideen. Da erscheinen Eigenschaften, Attribute Gottes, Bestimmtheiten der Menschenseele mit ihren Gegensätzen, jenes geistige Gelände breitet sich aus, das hier natürliche Religion, dort natürliche Moral, anderswo, damit das Wort des Aergernisses nicht fehle, Metaphysik genannt wird. So beginnt die Vernunft nicht, wie der Verstand, mit der bunten Vielheit sinnlicher Wahrnehmungen, um aus ihr, wie auf der Flucht durch enger und enger werdende Kreise weiter und weiter werdender Vorstellungen zur Einheit des sinnlichen Seins, als der Stätte der Rast, zu gelangen; sie geht vielmehr den entgegengesetzten Weg. Indem sie die eine Idee des Unendlichen

sinnend und liebend aus einander legt, wird die Eine zu einer Vielheit von Ideen.

Wir bezeichneten früher das Gedächtniss als die aus sich hinaus blickende Seele, Erinnerung als die in sich hineinblickende. Es hat sich nun ergeben, dass auch in letzterer noch ein Zug nach der Aussenwelt neben dem nach innen bemerkbar wird: nach dieser Seite weisen die Ideen, nach jener die Vorstellungen, und der Proteus Seele gestaltet sich zur Vernunft und zum Verstande, ohne aufzuhören Erinnerung und Gedächtniss zu sein: sie ist eine Seele in allen diesen Formen. Wie erkennte sonst der Verstand, dass die Wahrnehmungen, welche ihm zugehen, die Vorstellungen, die er abstrahirt, sinnlich und endlich sind, wenn nicht daran, dass er sie misst an der Idee des Unendlichen, welche die Vernunft ihm entgegen hält? Ist sie dieser immanent, ist sie es ja auch ihm.

Doch scheint die Vernunft im Nachtheil gegen den Verstand. Er ist mit der Aussenwelt in Berührung durch das Mittel der Sinne: das giebt seinen Vorstellungen eine sinnliche Gewissheit. Aber die Ideen der Vernunft, spricht der Zweifel, knüpfen nirgend an Wirkliches an, ihnen geht alle Gewissheit ab. So sind sie mehr nicht, als Träume und Schäume.

Der Einwurf ist begreiflich nieder geschlagen, wenn nur die eine Idee des Unendlichen, der Urquell aller übrigen, erkannt wird, als ausgehend von einem wirklichen, unendlichen Sein. Daher die verschiedenen Beweise für das Dasein Gottes, die mit gleichem Unrecht überschätzt und unterschätzt sind. Achtung verdient doch wohl das religiöse Bedürfniss, dem sie entsprungen, und wenigstens der ontologische Beweis Anselms von Canterbury ist mehr als ein wohl gemeinter Versuch. Allein werde es immer zugegeben: eine befriedigende Gewissheit ist auf dem Wege nicht erreichbar. Das innere Wahrnehmen kommt nicht hinaus über die Ideen.

Dafür kommt innere Mittheilung ihm entgegen. Nennen wir das Unendliche mit seinem inhaltvolleren Namen, es ist der Geist Gottes, der heilige Geist. Dass der sich der Menschenseele mittheilt, seine Wirklichkeit und sein Wirken ihr beglaubigt, das bezeugen unsre Heiligen Schriften im Einklang mit der Erfahrung vieler Tausende aller Zeiten und an allen Enden der Erde. Diese innere

Mittheilung, welche die Seele empfängt, ist die Gnade, die Empfangende aber, wie sie von der Gnade ergriffen, der Wahrheit und Wirklichkeit des Unendlichen unendlich gewiss und ihm vereinigt, ist der Glaube. Hier ist dieser Seelenzustand nur zu betrachten, sofern Begriffe von ihm ausgehen. Unleugbar theilt die Gnade Ideen mit, die nur sie geben, die nur der Glaube fassen kann. Mögen sie längst von der Dogmatik beschrieben, von der Sprache benannt sein, sie sind unlebendig ohne jene innere Mittheilung. Sie bestätigt und belebt auch die Ideen der Vernunft, ja sie wirkt hinab bis in das Gebiet des Verstandes; nichts ist so gering, dass die Gnade es nicht erleuchtete. Sie ist demnach der vollständige Gegensatz der äussern Mittheilung. Hier Zeichen das Ueberlieferte, an welche sich Begriffe hängen, dort Geistesleben, das auch todte Zeichen beseelt.

Aber wohin kam die Erörterung? Die Elemente des Denkens sollten aufgesucht, ihr Ursprung ermittelt werden, und bereits hat sich gezeigt, wie die Seele jetzt Gedächtniss ist, jetzt Erinnerung, jetzt Verstand, Vernunft und Glaube, Verwandlungen, in welche sie nur eingeht, indem sie denkt. So ist ja mindestens zum Theil gefunden, wie die Seele denkt, und die Frage war doch erst, was sie denkt. Dennoch sind wir nicht vom rechten Wege abgekommen. Der Ursprung der Begriffe aus äusserer und innerer Mittheilung, aus äusserem und innerem Wahrnehmen, ihre Verschiedenartigkeit als Vorstellungen und Ideen, somit was gesucht wurde, ist ja auch klar geworden. Es hat sich nur zugleich ergeben, dass die Seele schon denkt, in dem sie die Elemente des Denkens sich aneignet. Demnach ist es uns ergangen wie vor Zeiten dem Saul, der ausging seines Vaters verlorene Eselinnen zu suchen, und er fand, was er nicht gesucht, die Königskrone der Israeliten und einen Tag prophetischer Begeisterung.

Doch bleibt nach dem Was mit dem Wie des Denkens auch das Wie mit dem Was zu erwägen. Sofort liegt ein zwiefaches Denken unverkennbar der Betrachtung vor. Im Schlaf werden wir gedacht, sagt Jean Paul, im Wachen denken wir. So wäre das Denken activ und passiv.

Wie die Seele im Wachen denkt, lehrt die Logik seit den Tagen des Aristoteles bis heut im Wesent-

lichen unverändert. Begriffe verbinden sich zu Urtheilen, Urtheile zu Schlüssen: das ist das Verfahren. Ein Begriff wird von dem andern umfasst oder nicht umfasst, ganz oder theilweise, unbedingt oder bedingt, so und so, möglicher, wirklicher, nothwendiger Weise: darin besteht das Urtheilen. Weil oder wenn dieser Begriff von jenem umfasst oder nicht umfasst wird, wird der letztere von dem erstern ganz oder theilweise umfasst oder nicht umfasst; und wenn oder weil ein Begriff von einem zweiten umfasst oder nicht umfasst, auch ein dritter von dem ersten umfasst oder nicht umfasst wird, ist er gleichfalls in dem zweiten enthalten oder nicht enthalten; oder es verschlingen sich die Verhältnisse der Begriffe zu einander noch mehr, bis als letztes Resultat ein neues Verhältniss hervortritt: also das Schliessen. Demnach wirft das active Denken die Begriffe gleichförmig und doch in mannigfacher Weise hin und wieder, wie das Weberschiff zwischen den Fäden des Zettels fliegt. Erinnerung, Gedächtniss, Verstand und Vernunft sind zugleich in diesem Werke thätig.

Aber im Schlaf ist die Seele allein Erinnerung und Gedächtniss. Gelöst von den logischen Gesetzen steigen die Begriffe mit ihren sinnlichen Zeichen in der Träumenden auf und ab. Das ist die Association der Begriffe, das passive Denken Jean Pauls. Ob ohne logisches Ziel ist doch auch diese Bewegung nicht ohne Anfang und ohne leitenden Trieb. Dem Schlafenden ist etwa die Decke von der Schulter geglitten. Er empfindet hier Kälte, indess der übrige Leib erwärmt ist. Sofort erregt jenes sinnliche Gefühl in der Erinnerung irgend eine winterliche Vorstellung. Diese ruft verwandte Vorstellungen und associirt sie sich. Das frostige Gefühl nimmt zu; ist nun der Schlafende aus eigener Ansicht oder durch Reisebeschreibungen mit den Naturphänomenen der kalten Zone bekannt, so rückt der Traum immer näher dem Pole zu, Schnee und Eisberge thürmen sich empor. Da ändert der Schlafende seine Lage, die Empfindung des Frostes hört auf, und der Nordlandstraum entflieht. Oder statt des sinnlichen Gefühles drängt sich ein Gefühl der Seele, sei es der Freude, sei es des Schmerzes, das im Wachen mit Fleiss zurück gehalten war, wieder in die Erinnerung; es associirt sich verwandte Vorstellungen, und jetzt hangen Thränen an der Wimper des Erwachenden, jetzt lächelt sein Mund, eins vergeblich,

wie das andere. Oder das Schuldbewustsein, am Tage durch Sophismen des logischen Denkens zum Schweigen gebracht, füllt die träumende Seele König Richard:

> Jedwede Sünd' in jedem Grad geübt
> Stürmt an die Schranken, rufend: Schuldig! Schuldig!
> Mir schiens, die Seelen all, die ich ermordet,
> Kämen ins Zelt, und ihrer jede drohte
> Mit Rache morgen auf das Haupt des Richard.

Also von verschiedenen Anfängen ausgehend, gerufen durch Gefühle der Sinne und der Seele, reine und unreine, sammeln und zerstreuen sich Ideen und Vorstellungen unsrer Träume. Oft zieht sich Verstand oder Vernunft durch diese Associationen, aber plötzlich sind sie wieder verschwunden, als hätten sich Nebel um die aufgehende Sonne gelagert; nur Erinnerung und Gedächtniss bleiben thätig.

Die angedeuteten Seelenzustände im Schlaf und im Wachen, entgegen gesetzt wie sie sind, lösen sich doch einander nicht ab, vielmehr bleibt die Association der Begriffe auch am Sonnenlicht dem logischen Denken stets zur Seite, beide in selten unterbrochenem Ringen mit einander. Die Seele als Erinnerung und Gedächtniss überflügelt also sich selbst als Verstand und Vernunft. Sie widerspricht nicht minder sich selbst, indem sie gleichzeitig dem logischen Denken dient und der Association der Begriffe, die der Logik ins Angesicht schlägt. Aber das ist ja nicht der einzige Widerspruch in unserm Wesen. Hegel hat mit gutem Rechte behauptet, in der Natur wie in der Welt des Geistes sei der Widerspruch die Wurzel alles Lebens und aller Bewegung.

Vergleicht man die Association der Begriffe in der wachen und in der träumenden Seele ihrer Stärke nach mit einander, so erscheint diese der Betrachtung von vorne herein am Tageslicht gemindert und gemehrt. Treten ihr nämlich Verstand und Vernunft hemmend zuwider, so liegt ihr auch die Sinnenwelt weiter ausgebreitet und in höherem Grade aufregend gegenüber. Der Erfolg ist keinem unbekannt. Wie viel wird geträumt mit offenen Augen! Wie viel zerstreuende Vorstellungen drängen sich, und keinesweges immer erfolglos, in jenes Denken, das wir mit Jean Paul das active genannt haben, suchen dessen Gedankenreihe zu durchbrechen und versetzen die Seele,

wenn es gelingt, in einen Zustand passiven Denkens, der doch nichts weniger als passiv ist.

Luther erzählte einst einem Angefochtenen, der sich beklagte, dass er durch fremdartige Vorstellungen in seiner Andacht gestört werde, es sei ein Mönch gewesen, ein starker und anhaltender Beter, wie kein anderer. Dem habe ein Ritter sein stattliches Pferd versprochen, wenn er, ohne sich zerstreuen zu lassen, ein Vaterunser beten könne. Den frommen Mann habe das ein Leichtes gedünkt, allein bevor er noch an die zweite Bitte gekommen, habe er sich selbst durch die Frage unterbrochen, ob er mit dem Pferde auch dessen Zaum erhalte. Und wir werden nicht nur zerstreut, wir suchen auch die Zerstreuung, nicht die Leichtsinnigen allein, auch die ernsten Naturen, auch die frommen Gemüther.

Eusebius berichtet, ohne Zweifel nach kirchlicher Sage, der Apostel Johannes habe in seinem Alter ein zahmes Rebhuhn gehabt, das viel um ihn gewesen sei, das er auch zu Zeiten auf den Schooss genommen und gestreichelt habe. Ein Jüngling, der ihn so einmal gesehen, habe sein Erstaunen nicht bergen können, dass der Bischof über alle Gemeinen Asiens, der heilige Seher, der im Geist gewesen und die grosse Offenbarung auf Patmos empfangen, mit so kleinlichem Spiel sich beschäftige. Johannes bemerkte, was in jenem vorging, rief ihn zu sich, und bat ihn, er möge doch den Bogen spannen, den er in der Hand halte. Er that es. Nach einer Weile, da der Apostel nicht weiter darauf zu achten schien, legte der Jüngling die Sehne wieder in Ruhe. Warum lässt du den Bogen nicht gespannt? fragte Johannes, und die Antwort war: Immer gespannt verliert er seine Kraft. Mit der Seele ist es nicht anders, erwiederte der Bischof, darum spiele ich mit diesem Thier, das doch auch ein Geschöpf Gottes ist.

Als Nachlassen von einer Spannung der Seele lässt diese angeblich apostolische Ansicht den Uebergang vom activen zum passiven Denken erscheinen; in Luthers Erzählung ist er ein Unterliegen unter feindliche Gewalt oder List. Beides ist wahr: diese Verwandlung der Seele erfolgt in tausendfach verschiedenen Weisen, in tausendfach verschiedenen Abstufungen.

Wird nun aber das passive, träumende oder mehr und minder traumähnliche, also auch mehr und minder lo-

gische Denken wenigstens quantitativ als das übergreifende anerkannt, ist ferner, wie angenommen wird, der Traum die Folge des leiblichen Schlafes, so behielte das geistreiche Wort, von dem wir ausgegangen sind, am Ende dennoch Recht, der Leib wäre doch der Träger der Menschenseele, deren eigenste Thätigkeit er bestimmte. Indessen allbekannte Erfahrungen geben Zeugniss: die Seele träumt nicht, weil der Leib schläft, sondern der Leib schläft, weil die Seele träumt.

Junge Mütter suchen ihr erstes Kind gewöhnlich durch die zartesten Wiegenlieder in den Schlaf zu singen, aber je anmuthiger der Gesang, um so geringer der Erfolg. Das Kind liegt mit glänzenden Augen da, versucht auch wohl sich aufzurichten; der Schlaf kommt nicht, denn das Seelchen ist erregt und bleibt es, bis die Mutter der sanglosen Kinderfrau das Feld räumt, die durch Summen und Buschen die Regungen des Seelenlebens betäubt; dann entschlummert auch der Leib. Ebenso die denkende Mannesseele. So lange sie activ ist, so lange das Tropäon des Miltiades vor dem Geiste des Themistokles steht, so lange bringt auch die äusserste körperliche Ermüdung keinen Schlaf in das Auge; dieser folgt erst der Metamorphose des Geistes.

Aber zugegeben, die Seele sei es, welche dem Leibe den Kelch mit dem Mohnsafte reicht, wie sie ihn trägt, wenn er wacht; sofort erhebt sich ein anderes Bedenken. Wie kann sie, die überwiegend Passive, Actives aus sich hervorgehen lassen? Allein diesmal ist es nur ein Name, der die Schwierigkeit macht.

Der Mensch des Leibes und der Seele ist ein Individuum und ist auch ein Glied, ein Moment der Sinnenwelt und der Geisterwelt; sein Denken muss dem gemäss eben so wohl Einzeldenken als Gesammtdenken sein. Durch Jean Paul bestimmt haben wir bisher dieses das passive, jenes das active genannt. Wechseln wir die Namen. Dann ist das Gesammtdenken der Träger des Einzeldenkens, dies des Leibes.

Das einzelne Denken bewährt sich als das vollkommnere, wenn es darauf ankommt, den Inhalt bedeutender Gedanken aus einander zu legen, ihn im Besondern und Einzelnen anzuwenden, aber ihren Ursprung nehmen jene von daher gewöhnlich nicht. Sie entsprühen vielmehr allermeist der Association der Begriffe: sie sind da, man

weiss, man besinnt sich kaum, wie sie gekommen. So fördert das Gesammtdenken die goldenen Erze aus dem Schachte herauf, die das einzelne logische Denken ausschmilzt, verarbeitet und vertheilt.

Blicken wir von hier aus noch einmal auf die anfangs angeführten Verse Tiecks zurück:

Susse Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern.

Der Ausdruck mögte doch nicht so ungenau sein, wie angenommen wurde. Jene Gedanken, die der denkenden Liebe, nach der Meinung des Dichters, zu ferne stehn, sind Gedanken des Einzeldenkens, denn verständig, vernünftig pflegt allerdings das traumähnliche Sinnen nicht zu sein, das die Geschlechter einander entgegen führt. Damit ist zugleich die früher erwähnte Behauptung, die Seele denke nur in Worten, auf ihr richtiges Mass gebracht. Sie gilt, als die Regel wenigstens, für das einzelne Denken. Mesmer, der Entdecker des animalischen Magnetismus, hat seiner eigenen Angabe nach den Versuch gemacht, ohne Worte zu denken und ist darüber fast wahnsinnig geworden. Sehr begreiflich; wer denken will, denkt als Individuum. Und zufällig ist die Sprache nicht in der Welt, auch nicht der äussern Bequemlichkeit wegen, sondern durch innern Drang des Geistes. Wer zuerst einen Begriff hat, geschenkt oder gefunden, nimmt Besitz davon, indem er ihm das Menschenzeichen, das Wort, aufdrückt und damit ist er sein. Aber dass Begriff und Wort doch auch wieder lösbar von einander sind, dass die angenommene Regel ihre Ausnahmen hat, zeigt das Beispiel des alternden Königsberger Philosophen. Dessen Persönlichkeit macht es vor andern lehrreich, aber dasselbe erfahren wir überall.

Aber wenn nun Gesammtdenken und Einzeldenken gegen einander sich verhalten, wie angegeben, so ist es doch wohl schlechthin Aberglaube nicht zu nennen, wenn die Griechen dem Enthusiasmus der Pythia höhern Werth zutrauten, als der Gedankenrechenkunst der Klügsten unter den Klugen, wenn sogar Sokrates seine Philosophie den Eingebungen seines Dämonion unterordnete, wenn Orient und Occident, Heidenthum und Judenthum der Ueberzeugung gelebt haben, Träume offenbarten, was des Denkers Verstand nimmer ergründe. Von der andern Seite soll freilich auch nicht in jedem Traume Wahrheit gesucht, jede

Ahnung, jeder aufsteigende Einfall, jeder fanatische Wahn als berechtigt anerkannt werden. Ist es doch wahr, was der deutsche Dichter sagt, dass der Mensch aus Gemeinem gemacht, und nicht minder wahr, was Cleanthes, der Grieche, dass wir göttlichen Geschlechtes. So kann die Erinnerung ja nur reine und unreine Begriffe associiren und im schneidendsten Contrast durch einander bewegen. Und jene Association ist das Gesammtdenken. Als solches empfängt sie Erregungen hier von der Natur, die materiell, wie sie ist, die von ihr berührte Seele hinunter zieht, und wiederum als Symbol des Geistes sie erhebt, dort von wie viel Phasen der Menschheit, der begnadigten, der verworfenen.

Doch was die Alten bestimmte, das unlogische Denken höher zu achten, als das logische, war vornämlich die Annahme, jenes liege den Einwirkungen der Gottheit, der Einen oder der Vielen, offener da und stehe in näherem Zusammenhange mit den Intelligenzen, deren Abbilder die Ideen. Nun ist allerdings auch die intelligible Welt, gleich der sinnlich wahrnehmbaren, Licht und Nacht, rein und unrein, Himmel und Hölle. Widerspruch also auch hier, und die Gaben, welche von da her das Gesammtdenken entgegen nimmt, Segen wie Fluch. Aber jenseit wie diesseit aller Welten, sie tragend, sie erfüllend, Gott selbst, der Weltenschöpfer, jenes Unendliche, das ewig Friede, ewig heilig, der Geber aller guten und vollkommenen Gabe. Steht nicht auch dem das unlogische Denken näher a's das logische? Der unmittelbar vom Geiste Gottes gewirkte Glaube ist mehr als die Glaubenslehre, die urtheilend und schliessend den Inhalt des Glaubens der Vernunft darzulegen sucht. Und das Gebet ist mehr, als die Gebetsformel. Müht sich diese, alles, was dem frommen Herzen wünschenswerth sein kann, vollständig, einzeln, in angemessener Ordnung zu sagen, damit ja kein religiöses Gefühl unausgesprochen bleibe, so weiss der glaubensselige, gebeterfüllte Apostel, der die Hand in die Seite des Auferstandenen, die Finger in dessen Nägelmale gelegt hat, nur die Worte zu finden: Mein Herr und mein Gott!

Stettin, Druck von J. C. R. Dombrowsky.

21. 7. 14